

Ercheint täglich
sonntags mit Ausnahme der
Sommer- und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 60 s., 1/2jährlich 1.50 s.
jährlich 3.00 s., 1/4jährlich 1.00 s.
Durch
die Post bezogen 1.65 s.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage), durch
die Post nicht bezahbar, kostet
monatlich 10 s., 1/4jährlich 30 s.

Volksblatt

Insertionsgebühr
beträgt für die 5-spaltige
Zeile oder deren Raum
15 s., für Wohnungs-,
Berichts- und Bekanntmachungs-
anzeigen 10 s.

Inserate für die fällige
Nummer müssen spätestens bis
vormittags 1/2 10 Uhr in der
Expedition aufgegeben sein.

Eingetragen in die Post-
zeitungsliste unter Nr. 664.

Offizielles sozialdemokratisches Organ
für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Bülbergasse.
Telegramm-Adresse: Volksblatt Halle/Saale.

Motto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 206.

Halle a. S., Sonnabend den 2. September 1893.

4. Jahrg.

Zur Lage der Landarbeiter.

Von einem Bauern.

Das in Wien erscheinende sozialdemokratische Wochenblatt „Die Volkstimme“ bringt aus der Feder eines Kleinbauern den nachstehenden Artikel, der auch für hiesige Verhältnisse ziemlich zutreffend sein dürfte:

Die Nr. 18 der „Volkstimme“ brachte auch die Lage der Dienstboten auf dem Lande zur Sprache, und diejenigen, welche auf dem Lande aufgewachsen sind, müssen zugedenken, daß alles auf Wahrheit beruht. 15—18 stündige Arbeitszeit in der Erntezeit — namentlich während der Futterernte — ist etwas ganz Gewöhnliches und die Kost ist nicht immer lobenswert. Aber leider! Die Lage der Bauern ist oft auch keine beneidenswerte. Die Bauern und die Dienstboten, sie leiden beide unter der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung.

Der Kleinbauer ist infolge seiner Verhältnisse gezwungen, seine lebenden Maschinen, die Dienstboten, nach bester Möglichkeit auszubenten, um möglichst bald das Steueramt oder die ungeliebte Steuerbehörde Gläubiger zu stellen. Er selbst genießt vom Ertrage seiner und seiner Dienstboten Arbeit nichts als das nackte Leben. Es ist kein Wunder, wenn er dabei überdrüssig wird und die Dienstboten als bequemen Hilfsarbeiter seines Verdrusses benützt. Größtenteils sind es die jugendlichen Arbeiter, welche den größten Schiltan und Plagen ausgesetzt sind. Der Bauer feiert zuerst die erwachsenen Arbeiter und beide zusammen dann den jugendlichen, den schwächeren. Die jugendlichen Bauern, welche sozial besser stehen, seccieren wieder die Leute aus Saal und Ueberhebung.

Würden den Bauer nicht von allen Seiten mit goldenen Ringen geschmückte Hände um Geld bestärken, dann wäre er in der Lage, mehr Dienstboten zu beschäftigen und infolgedessen würde die Arbeitszeit abgekürzt und auch bessere Löhne geföhrt werden können. Aber im Sparen muß natürlich die Güterin dem Bauer zur Seite stehen und da wird nun an der Kost gespart. Beim Frühstück geht das Sparen schon an. Da wird die Milch abgerahmt — der Rahm muß ja zu Geld gemacht werden. Aus der gedörrten Milch wird dann die sogenannte „laure Suppe“ gedocht und dazu Gerstentrot genossen. Korrot wird nur zur Verzweigung gegeben. Es giebt auch ab und zu Zeiten, wo der Milchtrug schlecht ist, da werden dann Einbrennspinnen gemacht, aber weilsie keine Eier dazu verwendet, die müssen wieder aufgearbeitet werden, um dafür einiges Geld einzufleimen. Und so ist es in allen Punkten. Was der Kleinbauer noch hat an erblernen Produkten, muß er verkaufen, um die Forderungen, die an ihn gestellt werden, zu bestreiten. Das schlechtere Produkt allem, was nicht auf den Markt gebracht werden kann, kann er für sich behalten, um damit sein und seiner Dienstboten Leben zu fristen.

Man erkennt hier sehr leicht, daß es dem Bauer an notwendigen, am Gelde fehlt. Eine Wirtschaft zu führen ohne die erforderlichen Mittel, sieht dem berühmten Messer

ohne Dekt, an welchem auch die Klinge fehlt, ähnelnd ähnlich. Ich kenne z. B. einen solchen Kleinbauer, welcher nicht einmal in der Lage ist, das Holz, welches zum Baden notwendig ist, zu kaufen. Er muß sein Wehl zum Bäcker tragen und diesen bezahlen.

Tritt dann eine Misere ein, was ja nicht ausgeschlossen ist, dann sieht er seinem Ruin entgegen. Er haust ab und stürzt in das von ihm so geschätzte Proletariat herunter. Und dieses Wehl läßt auch keinen Einfluß auf die städtische Arbeiterkass aus. Es ist kein Wunder, wenn niemand mehr auf dem Lande dienen will, weil der Bauer, wie schon erwähnt, gezwungen ist, seine Arbeitskräfte nach bester Möglichkeit auszubenten; den Dienstboten wird diese Ausbenterei zu dumm und zur geht es in die Stadt. Das Angebot wird da immer häufiger und die Arbeitslöhne werden dadurch immer mehr herabgedrückt. Bekommt dann so ein Dienstbote nicht bald genug Arbeit, um leben zu können, so arbeitet er lieber um schlechteren Lohn, um nur sein kümmerliches Dasein zu fristen. Dabei schädigt er den Rebenarbeiter, denn dieser ist dann gezwungen, auch billiger zu arbeiten oder sein Heil wo anders zu suchen.

Wir müssen hier noch ein wenig zurückgreifen und die Folgen der technischen Entwicklung ein wenig betrachten. Es giebt jetzt schon zu den meisten landwirtschaftlichen Arbeiten Maschinen; es giebt Maschinen zum Äckern, zum Säen, zum Mähen, zum Dreschen zc. Lauter Maschinen, die sich der Kleinbauer nicht kaufen kann, weil er kein Geld hat. Höchstens die letztere ausgenommen, die Drechselschneidmaschine, deren in einer Pfarre zwei oder drei in den Händen einiger Bemittelteren existieren. Diese Drechselschneidmaschinen werden dann von einem Bauer zum andern transportiert und in Thätigkeit gesetzt, natürlich gegen gute Bezahlung der Inhaber. Die Arbeiter zur Bedienung sind leicht aufzutreiben. Ein Bauer leiht dem andern seine Dienstboten und so kommen sie am billigsten durch. Ist dann die Zeit der meisten und angestrengtesten Arbeit vorüber, dann kann mancher arme Schucker das Weite suchen.

Der Großgrundbesitzer, welcher sich die angeführten Maschinen kaufen kann, probiert mit ihnen schneller und billiger, kann folglich sein Produkt billiger auf den Markt bringen und sacht doch dabei die größten Gewinne ein. Der Kleinbauer dagegen muß immer mit lebenden Maschinen arbeiten und diese muß er verköstigen und bezahlen, gewinnen thut er nichts. Er ist froh, wenn er die an ihn gestellten Forderungen, wie schon erwähnt, bestreiten kann. Viele können diese nicht einmal bestreiten, man sieht dies an der Zahl der „Abgehauenen“, welche von Jahr zu Jahr steigt. Heuer trifft es diesen, über's Jahr einen andern.

Es leiden also beide, Dienstboten und Kleinbauer, unter der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung. Die Dienstboten haben freilich auch Forderungen aufzustellen, aber ob sie der Kleinbauer gewähren kann? Also auf! Bauer und Dienstbote, reißet Euch die Hand, fesselt Euch unter die Fahne der großen sozialdemokratischen Arbeiterpartei und kämpfet den Kampf um's Recht; wir werden durch den Beistand der

Arbeiter früher zum Ziele gelangen. Ihr Dienstboten werdet Forderungen aufstellen können und die Dienstherrn werden in der Lage sein, sie zu gewähren und sich doch in Wohlhabenheit zu befinden.

Darum nochmals: Auf zum Kampfe für ein besseres Leben!
(„Fränkischer Tagespost.“)

Militaria.

Hohe Wäflinge beim Militär. Der „Generalanzeiger“ bringt folgende Nachricht aus Schwweidnitz: „Am Sonntag abend ging nach dem Kongress die 18 jährige Tochter eines hier hochangesehenen Handwich-Fabrikanten R. heim. Auf der Gartenstraße wurde das Mädchen von dem Leutnant Fr. vom hiesigen Jäger-Bataillon überfallen und in seine Privatwohnung Gartenstraße 11b geschleppt, wo er sie auf schändliche Weise vergewaltigte. Trotz der Hilfe rufe konnte der Verletzte nicht sofort gehoben werden, da die Stube verriegelt war. Den ganzen Vorgang hatte der Stadverordnete Steigemann angehen. Die Sache ist dem Ersten Staatsanwalt untermittelt. — Ferner vergewaltigte ein Unteroffizier der Artillerie ein 6 jähriges Mädchen.“ Ist die Meldung des „Generalanzeiger“ richtig, so liegen hier zwei schwere Verbrechen vor, die reichste Sühne erheischen. Der „Vorwärts“ richtet angesichts dieser Nachricht folgende sehr berechtigte Fragen an die Militärverwaltung: Sind der Leutnant Fr., dessen Namen die „rückwärtsollen“ Bourgeoisblätter feige verschweigen, und der Unteroffizier noch auf schändliche Weise? Der bayrische Leutnant Hofmeister, der nicht wie die Heiden von Schwweidnitz furchtbare Sittlichkeitsverbrechen begangen, sondern die Schuld auf sich geladen hat, eine edle Meinung befolgt zu haben, sitzt jetzt sechs Monaten in qualender Unterjuchungshaft. Wir fragen ferner: Wird die Heeresverwaltung angesichts der Schwweidnitzer Greuel den Schleier des geheimen Verfahrens lüften? Wird sie über den Verlauf der Verhandlungen und über die gefällten Urteile sich in Schwweigen hüllen, etwa so wie in dem Prozesse des Kapellmeisters Kern? Wir fragen ferner: Wird der Gerechtigkeit bald freier Lauf gelassen werden? Die bildende Kraft des Militarismus, die von seinen Anhängern über die Massen gerührt wird, scheint auf die Verbrechen nicht gewirkt zu haben.

Rundschau.

Ein Reichshaysekretär nach dem Herzen Michaels würde jedenfalls Herr früherer Unterstaatssekretär von Marx geworden sein, denn derselbe verlangt im „Deutschen Wochenblatt“ nicht mehr als 200 Millionen Mark neuer Steuern. Er rechnet aus, daß 60 Millionen Mark neuer Steuern erforderlich sind wegen der Kosten der Heeresorganisation, 100 Millionen Mark, um künftig alle Reichsanleihen, abgesehen von Anleihen zu renzierenden Zwecken, überflüssig zu machen, 20 Millionen Mark zur Reichschuldenstilgung und 20 Millionen Mark, um den

Das Diamantauge.

Roman von Etie Vertheil.

(Nachdruck verboten.)

„Sie mußten schreiben oder herbeischreiben.“ — „Hierher? Und an wen denn? Ich vermutete Euch alle dort, wo Ihr mich vermutet: Auf dem tiefsten Grunde des Ozeans. Ich begnügte mich damit, ein Telegramm an M. Dumont, meinen Notar in Paris, aufzugeben, welcher mir sofort einen Wechsel auf einen Bankier in Hamburg schickte. Mit diesem Gelde befehdete ich mich, wie Du siehst, nach dortiger Landesmode, um nach Frankreich zurückkehren zu können und ich komme an, sehr zufrieden, noch auf dieser Welt zu sein, obgleich es mir nicht mehr glauben mochte.“

Leopold tauchte mit Aufmerksamkeit dieser Erzählung, welche in einer Weise, als ob alles selbstverständlich wäre, die wunderbarsten Ereignisse ankündete. „Ain,“ fuhr Serville fort: „Sie habt Ihr anderen Euch aus dieser unglücklichen Affäre herausgezogen?“ — „Wir wurden durch Leute vom Leuchturm erreicht und haben grauhafteste Leiden ertragen. Aber, Verzeihung! Sie sind ermüdet und wir werden später Zeit finden, Ihnen die Einzelheiten mitzuteilen.“ — „Das ist recht! Hier ist auch schon das Nachtmahl und, ich bin des Teufels, wenn ich seit vierundzwanzig Stunden habe auf dem kleinen Tisch, den wir bereits kennen und welchen er vor dem Kamin plazierte, das Duhn serviert, von welchem Harcourt nur einen Krügel gegessen hatte. Serville lehnte sich behaglich hin, stürzte nach einander mehrere Glas Rotwein hinunter und schickte sich darauf an, alle anderen Gerichte zu verzehren, welche man ihm reichte, indem er sich zuweilen unterbrach, um mit Zeitigkeit zu wiederholen: „Aber es doch wohl thut, zu Hause zu sein!“

Leopold fuhr fort, ihn im Stillen mit Erlaunen, Ver-

achtung und düsterem Grolle zu beobachten. Zuweilen bligte es in seinen Augen auf, als ob er auf seinen früheren Vorwand loszuziehen wollte. Serville hingegen dachte nicht mehr an ihn und freute sich seines jetzigen Wohlstandens und richtete von Zeit zu Zeit eine Frage an seine Dienerschaft, in bezug auf Hausangelegenheiten.

Fanchette kehrte bald wieder zurück, um mit verlegener Miene zu melden, daß „Madame“ wieder zum Bewußtsein gelangt ist, daß sie aber sehr krank im Bette läge und unfähig sei, jemand zu empfangen. Serville lachte. — „Das ist gut! Das ist gut!“ erwiderte er mit vollem Munde. „Man hat recht, wenn man sagt, daß die Freude Schreck erregt. Wir werden Katalie ausruhen und sich nach und nach mit der Idee vertraut machen lassen, ein Gespenst gesehen zu haben, morgen wird sie vernünftiger sein. Ich falle selbst vor Schläfrigkeit und Abspannung um. Ich denke doch, daß man mein Zimmer fertig gemacht hat?“ — „Acht uns aufbrechen! Du auch, Leopold!“ fuhr er fort, sich an Harcourt wendend. „Du Du krank bist, halte ich Dich nicht mehr auf. Kehre in Dein Zimmer zurück, später werden wir mit einander plaudern.“ — „Es ist wahr,“ versetzte Leopold sofort, „ich bin zu Ende mit meiner Kraft. Adieu denn, mein Herr! Ich kann mich nicht mehr aufrecht halten.“ Und er ging mit schnellem, wenn auch schwankendem Schritte hinaus.

Serville warf einen verlorenen Blick auf die Thür, welche sein Müdel eben verließ, schüttelte den Kopf, stürzte ein neues Glas Wein hinunter und murmelte: „Um! ich glaube, daß ich hier mannes in Ordnung zu bringen haben werde!“

Als Leopold in sein Zimmer zurückgekehrt war, sprach er verzweifelnd zu sich selbst: „Wer konnte dieses entsetzliche Ereignis erwarten! Katalie wird darüber sterben, und ich,

ich befürchte, daß ich der Verurteilung nicht werde widerstehen können, ein Verbrechen zu begehen!“

Da Serville alle Dienstboten in Beschlag nahm, hatte der arme Verbundene niemand, der ihn beim Auskleiden unterstützen konnte und so warf er sich, wie er war, auf sein Bett. Infolge dieser schrecklichen Aufregungen war das Fieber wieder zurückgekehrt und die ganze Nacht beschäftigten ihn die grauigsten Wahavorstellungen.

IX.

Veränderungen.

Am nächsten Morgen, zur gewohnten Stunde, kam Coats-deau in die Farm, um den Verband des Bleiferters in Ordnung zu bringen. Der Doktor hatte schon Kenntnis vom Stand der Dinge und sein Gesicht drückte eine Besorgnis, eine Traurigkeit aus, die ihm sonst nicht eigen waren. Er fand Harcourt sehr schwach und niedergeschlagen. Als er den Puls des Kranken und die Verbundung untersuchte, sagte er mit einem Anflug von Humor: „Ich bin des Teufels, wenn es nicht den Ansehen hätte, die Stellung wäre umgekehrt! Wir sind noch weniger vorgegriffen, als gestern; die Wunde hat eine schlechte Farbe und der Puls schlägt den Generalmarfch. Meiner Frau, Leutnant v. Harcourt, wenn Sie sich nicht besser gegen Zwischenfälle schützen, und Ihr Blut zu erhitzen, siehe ich für nichts, das sage ich Ihnen.“

„Also, Doktor, Sie wissen —“ — „Die Rückkehr des Blutart — des Herrn v. Serville — wollte ich jagen! Diesen Morgen sprach man von nichts anderem; er selbst promencierte in Plouhaud und empfing die Glühwürmchen und Ringelwürmer des Jabels wegen seiner glücklichen Heimkehr. Dies ist wahrscheinlich derselbe Jabel, der Sie in einen solchen Zustand versetzt hat!“ — „Bin ich denn so krank, mein lieber Major? Ich würde mich alsdann verpflichtet fühlen, nächstens abzureisen, noch heute vielleicht.“ (Zerf. f.)

Einzelstaaten eine feste jährliche Rente aus der Reichskasse zu sichern. Die 200 Millionen Mark neuer Steuern wird der Verfasser aufbringen zunächst mit 30 Millionen Mark durch Erhöhung der Vorksteuer und des Stempels für Lotterielose, 100 Millionen Mark durch eine höhere Besteuerung des Tabaks mittels einer Fabriksteuer, 10 Mill. Mark durch eine besondere Weinsteuern auf Schaumweine, Rumweine und Weine, welche in festgeschlossenen Fässchen zum Verkauf kommen. Sodann müßten noch 40 Millionen Mark aufgebracht werden durch Einführung einer allgemeinen Reichscharaktersteuer nach schlagloshrindem Vorgange. Die übrigen 20 Millionen will Herr Mayr aufbringen durch eine Erhöhung der Zuckerteuer, soweit nicht eine Erhöhung der Zölle auf Luxusartikel höhere Einnahmen verpricht. — Und dieser Mann ist nicht Reichscharakterleiter geworden?

Einem schließlichen Antimilitarismus zufolge hat der Kultusminister, entgegen der Entscheidung eines Provinzial-Schulkollegiums, hinsichtlich der Stellung konfessionloser Kinder verfügt, daß Kinder, deren Eltern in der gesetzlichen Form aus ihren Religionsgemeinden ausgeschlossen sind, ohne einem anderen Bekenntnisse beizutreten, nicht angeht werden können, einem Religions-Unterricht an den öffentlichen Schulen teilzunehmen, auch wenn die Eltern erklären, daß die Kinder zu Hause keinerlei Religions-Unterricht erhalten. — Nach den Erfahrungen der letzten Zeit vermögen wir vorläufig noch nicht an die Möglichkeit dieser Nachricht zu glauben. Wünschen möchten wir allerdings, daß sie sich bestätigte.

Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben. Auf dem unter dem Namen August-Konferenz zur Zeit verammelten Orthodoxen-Konzil moquirte sich gestern ein Pastor Böttger über die Unwissenheit obrigkeitlicher Personen. Er erklärte unter einem riesigen Heiterkeitserfolge bei seinen frommen Brüdern: „Gern will ich ein kurzes Wort zur Beleuchtung der Unwissenheit obrigkeitlicher Persönlichkeiten in der Religion beibringen. Ein Staatsanwalt führte in seiner Rede an als Beispiel: „wie kam seinen Bruder Claus um das Fingerringel betrog.“ Sein Gehilfe erwähnte ein anderes Mal die Hochzeit zu Kapernaum, zu der alle Juden und Krüppel eingeladen wurden!“ — Man sieht, daß es in den gebildeten, d. i. bestehenden Kreisen mit der Bibelkenntnis nicht weit her ist. Aber in diesen Kreisen hält man ja bekanntlich die Religion für einen Luxus. Wenn nur das Volk Religion hat!

Die Kulturfeindschaft des Kapitalismus zeigt sich ganz klar an dem nachfolgenden Beispiel. In den Zeitungen des amerikanischen Südens wird auf die Häufigkeit hingewiesen, daß die Mordtätigkeit der Regier in formwährendem Steigen begriffen ist und daß dieselbe die Todesrate der Weissen bei weitem übertrifft. Im Jahr 1880, das mit dem 10. Juni 1883 endigte, betrug die Todesrate der Schwarzen 40,54 von 1000, während sich dieselbe bei den Weissen auf nur 16,68 stellte. Der „Picayune“ in New-Orleans zeigt, daß im vergangenen Jahre die Sterberate unter den Weissen jener Stadt 25,41 und unter den Farbigen 36,61 pro Tausend betrug. Von 1000 weißen Kindern unter 5 Jahren starben 87,33, von farbigen Kindern 118,11. Die Ursachen ersägend, welche zu dieser hohen Sterblichkeit der Regerverbödigung führen, bemerkt das erwähnte Blatt wörtlich: „Es scheint nicht, daß der Regier, als er hier in Amerika noch in Sklaverei lebte, unter dieser großen Sterblichkeit gelitten habe. Er war gesundheitslich einem großen Zwange unterworfen und im allgemeinen mit einfachen, aber kräftigen Speisen genährt. Der Reiz des Jahres 1850 gibt 3, 8. Die Regerverbödigung auf rund 3738 000 Köpfe an. Im Jahre 1860 war dieselbe auf 4 441 000 angewachsen. Die Zunahme betrug in zehn Jahren 703 000. 1880 betrug die Zahl der Regier in der Union etwa 6 580 000. Beim letzten Reiz 1890 hätte die Zunahme, wenn man die Rate von 1850 bis 1860 zu grund legt, 1 167 000 betragen müssen, tatsächlich indes betrug sie nur 890 000.“

Was hier das bürgerliche Blatt von fern andeutet, ist sicher der Hauptgrund für die vermehrte Sterblichkeit der Schwarzen. Als Sklaven repräsentierten sie das Eigentum ihres Herrn, und jeder Todesfall unter ihnen bedeutete für den Besitzer einen materiellen Verlust. Deshalb wurden die Sklaven gut gehalten, nicht zu sehr überarbeitet und einer Behandlung ausgesetzt, wie etwa der Bauer sie seinen Pferden angedeihen läßt, die er auch in der Regel nicht über ihre Kräfte anstrengt. Mit Aufhebung der Sklaverei wurde das aber anders. Der Schwarze bekam die Freiheit der kapitalistischen Gesellschaft zu kosten, er wurde ein Lohnarbeiter. Jetzt hatte der Unternehmer nicht mehr nötig, auf die Gesundheit und das Leben der Schwarzen zu achten. Der letztere verkaufte ihm nur seine Arbeitskraft, und im übrigen kümmerte er sich nicht um ihn. Wurde der jetzige Lohnarbeiter krank, half er, so brauchte der Unternehmer sich nicht um ihn zu kümmern, und er hatte keinerlei Verlust davon, da sofort andere Arbeiter an die Stelle des Kranken oder Toten traten. Je länger und härter der Lohnarbeiter schaffte, desto größer der Profit des Unternehmers; was Wunder, daß der letztere die neue Situation nach Kräften ausnützte und aus dem Arbeiter herauspreste, was irgend herauszupressen war.

Die Folgen der kapitalistischen Neuordnung der Dinge machten sich jetzt geltend in der vermehrten Sterblichkeit der Regier, die als Sklaven einen Schutz für Leben und Gesundheit hatten, die ihnen als Lohnarbeiter abgeht. Ein bezeichnendes Beispiel für die kulturwidrige Tendenz unserer heutigen Gesellschaft!

Der Anarchist Pawlowitsch, welcher den Anarchistkongress in der Schweiz leitete, ist am Mittwoch abend in Berlin verhaftet worden.

Eine blutige Episode wird von der deutsch-russischen Grenze gemeldet. Wie der „Ratowitzer Zeitung“ mehrfach bestätigt wird, hat ein preussischer Grenzbeamter bei Mlowice einen russischen Soldaten auf deutschem Gebiete erschossen. Der Russe wollte eine entlaufene Kuh zurückholen. Der preussische Beamte rief dreimal vergebens Halt und feuerte darauf.

In den französischen Wahlen wird dem „Vorwärts“ aus Paris geschrieben:

Die französische „Arbeiterpartei“ (Parti ouvrier) hat den Kampf gegen alle übrigen Parteien Frankreichs aufgenommen und der Ausgang ist so günstig, wie man nur hoffen durfte. Sechs der Unfrigen haben wir im ersten Wahlgang durchgebracht, darunter Guéde in Noubat, Roger in Marceille, Jaures in Albi, Sobhet und Grodet in St. Etienne. Im Stichwahl sehen Lafaque in Lille, als Hauptgegner eines Reaktionsärs, Delcage in Calais, Charpentier in der Loire, Roussel in Avesnes, Mariot in Cambrai, Jourd in Bourdeau, Gabaret und Coulet in zwei Wahlkreisen von Bourdeau, Bouy in Dijon, Sachse in Billefontaine, Couturier in Lille, Caraguel in Calais, Thivrier und Sumanet in Mont-Lyon, Meillier in Warmone, Brant in St. Quentin. In Fourmes haben wir die Majorität. Was die anderen Fraktionen der sozialistischen Partei anlangt, so verzeichnen wir den Erfolg Bailants, der im zweiten Gange liegen wird, ebenso wie wahrscheinlich Guaniere, beide in Paris; weiter die Erfolge Roumannes, Clovis Hugues, Millereands, Groussiers, Dumays in der Loire, Clements in den Ardennen, Defarges, Calvinaques.

In Noubat haben wir die Niederlagen Ferouls und Albus in Narbonne, Duc-Lucers in Decauville; indes werden wir die Wahlen ihrer Gegner, die ihre Siege nur allertand Stimmzettel-Mogeleien verdanken, aufheben.

Wir können einen großen Fortschritt und fortwährend wachsende Begeisterung in der Wählermasse Frankreichs feststellen; immer reißender strömen die Scharen uns zu.

Im Norden vereinigen sich in 13 Wahlkreisen, in denen wir auftraten, über 50 000 Stimmen auf unsere Kandidaten. Und, so viel läßt sich schon jetzt aus den Nachrichten ersehen, wir haben im ganzen nahe an 300 000 Stimmen*) im ersten Gange erzielt, und wenn wir alle sozialistischen Stimmen zählen, dürfen wir diese Ziffer auf nahezu eine Million erhöhen.

In Noubat zeigt der Kampf heftig und die Bourgeois haben ihre Schuldigkeit vollan getan, keine Verleumdung ungelogen, kein faules Wort unwürdig gelassen. So beschuldigten sie beispielsweise Guéde, von Preußen gekauft zu sein, oder verbreiteten Plakate, die verurteilten, Carrette, der Maire von Noubat, fordere auf, gegen Guéde zu stimmen. Sie befürchteten eine Niederlage so sehr, daß sie vor nichts zurückschreckten, was unseren Feinden freilich nicht hinderte, alle verbündeten opportunistischen und liberalen Kräfte zu überwinden. In Lille hat der Reaktionsäre Voyer unseren Lafaque zwar im ersten Wahlgang an Stimmenzahl geschlagen, aber wir werden sehen, ob der Zusammenschluß aller Republikaner sich als leeres Wort erweist. Wir haben zwei der opportunistischen Hauptlinge in unseren Händen und können ihren Durchfall veranlassen, wenn man uns gegenüber die „republikanische Disziplin“ vergessen sollte.

Das kennzeichnende Merkmal der diesmaligen Wahlen ist der Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien, der Radikalen, Opportunisten, Konfessionellen (Droitiers), Reaktionsären, zu einer kompakten Masse der immer stärker anschwellenden sozialistischen Partei gegenüber, der sich nur einige der fortgeschrittenen Radikalen, wie Millereands, Pellecan und andere angeschlossen haben.

Die Situation hat sich klar abgezeichnet; je wichtiger ein Kampf der Bourgeoisie für ihre Vorrechte erscheint, desto schmerzlicher zerfallen die Mittelparteien und suchen ihr Heil bei der nackten Reaktion; je weniger und radikaler Republikaner stehen sich mehr gegenüber: es ist einzig noch Platz hier für die Sozialisten und da für die Bourgeois aller Schattierungen, zwischen denen der letzte Kampf ausgefochten wird.

Ein freiwilliger Prediger ist auch der St. Gallische Pfarrer Steiger, welcher in einer Festpredigt (St. Jakobsfest) ein scharfes Verurteilen der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse verriet. Er sagte: „Wenn aber manche in diesem Vordringen des demokratischen Gedankens eine öffentliche Gefahr erblicken, so sei daran erinnert, daß es der Geist der Republik selber ist, der da einerschreit, und vor dem darf uns Republikanismus doch nicht bange werden, um so weniger, als heute noch wie in der Heldzeit die beste Kraft unseres Vaterlandes im Volke liegt und in der Volkseele die Quelle rinnt, aus welcher sich das öffentliche Leben fortwährend erneuert und verjüngen muß, wenn es gesund bleiben soll. Lange hat man übrigens von politischer Freiheit und politischen Rechten gesprochen, bis man einsehen lernte, daß es eine soziale Lage gibt, wo jene Freiheit zum bloßen Schein herabfällt, bis man die Klust gewahrt, welche die heutige Gesellschaft und mehr oder weniger auch unser Volk in Besitzende und Besigloste trennt, eine Klust, die von einem gewissen Grade an kein Gemeinwesen auf die Dauer verträglich und die Republik am allerwenigsten.“ Wenn wir frei sein und bleiben wollen, dann müssen wir die Zeichen der Zeit verstehen und den Zeitforderungen gerecht werden. Es gibt wenige Sünden, die sich im Völkerverhalten so sehr rächen, wie die Mißachtung des Zeitgeistes und die Vernachlässigung seiner Aufgaben. Sie hat das tragische Schicksal so manches Volkes, nicht zum wenigsten auch dasjenige der alten Eidgenossenschaft verurteilt. Dürfen wir unter Geheiß freispredigen von diesem Fehler? Entgehen wir immer der Gefahr, uns in den Verdiensten der Väter zu spiegeln und bei den Erzeugnissen früherer Generationen auszuharren? Hat man nicht allzulange an unseren nationalen Festen sich begnügt, einige Opferfeuer anzuzünden und einen Kultus zu treiben mit Hymnen, statt dort Impulse zu holen zu neuen Taten? Biehen nicht viele sogenannte Freimüthige und Fortschrittliche mit abgemessenen Schlagwörtern und verrosteten Waffen in den Kampf der Gegenwart, der doch ein gutes blankes Schwert verlangt? Wird nicht oft gegen Scharten geschrien, statt gegen wirkliche Feinde? Weinen nicht immer noch Unzählige, die dringlichsten Forderungen der Zeit mit banalen Redensarten und partijsigen Urteilen abtun zu können und jeden, der die heutigen sozialen Verhältnisse nicht für vollkommen hält, mit dem Titel „Sozialdemokrat“ ächzen zu müssen? Solche Fragen wollen wir uns vorlegen an der

*) Die „Parti ouvrier“ allein ist gemeint — im ganzen ist die Zahl der sozialistischen Stimmen mehr als doppelt so groß.

geweihten Stätte, die zur Einlege und Selbstprüfung einladen.

Von der italienischen Polizei. Nach der Auffassung gemainer Sterblicher ist die Polizei da, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Diesfach befragt sie aber nun gerade das direkte Gegenteil. Dies gilt namentlich von Italien. Den Deutschen sind die Meleonen wohl bekannt, welche vor einigen Jahren die italienische Polizei aus Anlaß der Frier des 1. Mai anrichtete. Ein ähnliches Massacre hat nun vor einigen Tagen wieder in Neapel aus Anlaß von Volksansammlungen stattgefunden, die mit den Vorborkommen in Aigues-Mortes in Zusammenhang stehen. Wie die italienische Polizei ihre ordnungserhaltende Aufgabe zu lösen such, darüber giebt uns folgende Korrespondenz der „Fris. Zig.“ Auskunft:

Jeder Vorkall, der die italienische Polizei zum Einschreiten zwingt, befähigt die allgemeine Ueberzeugung von der völligen Unbrauchbarkeit und Unfähigkeit dieses öffentlichen Instituts. Die Ereignisse in Rom haben die Wahrheit dieser Behauptung in überzeugender Weise dargethan. Vom obersten Chef der Polizei bis zum letzten Sicherheitsagenten hat sich der gleiche Mangel an Voraussicht und dieselbe Unfähigkeit, einer außerordentlichen Situation gerecht zu werden, gezeigt. Noch schlimmere Erfahrungen hat man jedoch diesmal mit der neapolitanischen Polizei gemacht, die ihre Unfähigkeit durch Akt der Barbarei weit machen zu können glaubte, die denen von Aigues-Mortes fast nichts nachgeben. In dieser Reueinigung des Verhaltens der neapolitanischen Polizei ist die gesamte Freie Italiens ohne Unterchied der Partei einig und dank seiner Polizei hat Neapel in diesen Tagen Szenen erlebt, welche der älteren Generation die Erinnerung an die traurigsten Zeiten des „bourbonischen Despotismus“ wachgerufen haben mögen. Selbst die „Tribuna“, deren Direktor der ministerielle Majorität der Kammer angehört, bekennt, daß die unglückliche Politik der letzten zehn Jahre einen großen Anteil habe an der Mißregung des Volkes, das sich in seinen Hoffnungen betrogen sieht. Unter solchen Umständen war es nicht wünschbar, das Volk durch Brutalitäten der Polizei fortgesetzt zu zeigen. Von all den Szenen, die sich in diesen Tagen in Neapel zugetragen haben, verdient besonders diejenige gesehildert zu werden, die in der Vorkalgschichte dieser Stadt unter der Bezeichnung „Der Sturm auf den Gambirinus“ fortleben dürfte. Von der Bierstube „Gambirinus“, die an der Mündung der Toledostraße auf der Piazza del Plebiscito liegt, saßen viele Herren und Damen in friedlicher Unterhaltung. Auf dem Plage war es ruhig, und die Leute hielten die starke Ansammlung von Polizei an der Piazza San Ferdinando nur für einer Akt der Vorsicht. Doch plötzlich ertönten die Hornsignale, durch welche die Polizei Volksspannen zum Ausmarschieren befehligt. Die Gäste des Gambirinus konnten sich diese Signale nicht erklären und gaben, als diese fortgesetzt laut wurden, schließlic ihrem Unwillen über die Belästigung durch Pfeifen und Hiffen Ausbruch. Darauf schien die Polizei nur gewartet zu haben, denn plötzlich stürzten etwa 100 Wachmänner mit gezogenem Sabel auf den „Gambirinus“ los. Unter den Gästen entstand eine begriffliche Panik, Dament wurden ohnmächtig, die große Menschenmenge stürzte sich in das Volk, das sie nicht zu fassen vermochte, und auf diejenigen, die in den dichtgedrängten Räumen der Wirtschaft keinen Platz fanden, sausten nun die Sabel der Wachmänner und unarmherzig hernieder. So wütheten die Polizisten, daß ein Karabinieri-Offizier sich veranlaßt fand, seinen Leuten aufzugeben, die Wachmänner in der weiteren Verübung von Gewaltthaten zu verhindern. Doch das war vergebliches Bemühen, denn auf der anderen Seite zeigte der Polizeikommandant, der mit seinem Stoddegen „Wunder der Tapferkeit“ verriehete, seine Leute zu immer wilderem Dreinhauen, und der Marschall (wohl im Range des Feldwebels) Papales brüllte, während er nach rechts und links Hiebe austeilte, wie rabel: „Stich, Kanaille!“ Ueber 100 Personen wurden verunndet, meist den gebildeten und wohlhabenden Volksschichten angehörig. In den anderen Straßen, zumal in Toledo, wurden ohne jeden Grund dreihundert Personen verhaftet, darunter Offiziere in Zivil, die auf die Straße gezogen waren, um sich die Szenen aus der Nähe anzusehen, und viele Kinder. Die neapolitanischen Blätter veröffentlichten Einzelheiten, die ganz gut einsehbar unter Murawiew passirt sein konnten und die häufig wahrhaft entsetzlich sind. Die Polizei hat — und darüber wird alle einig — bestialisch roß gewirkt und man darf darauf wenigstens sein, wie Herr Giolitti diese Nichtswürdigkeiten vor der Kammer vertreten wird. Eine andere Szene schildern die Blätter, welche von der schändlichen Hohn der neapolitanischen Polizei Zeugnis ablegt. Die Polizei griff Demonstrationen mit Faustschlägen, Fußtritten und Stodtrügeln an, die Demonstranten antworteten mit Steinwürfen. Da zogen sich die Wachmänner in ihre Lokale der Polizei-Inspektion zurück und idossen in voller Sicherheit ihre Revolver auf die Menge ab. Ein Briefträger, der im Dienst die Straße passierte, erhielt einen Wuchenschuß in den Unterleib. Auf Reichthigen wurden die Schmerzwunden nach dem Hospital gebracht, wo ein achtzehnjähriger junger Mann, eine Kugel in die Stirn erhalten hatte, bald darauf starb. Dieses Gemel war dadurch verursacht worden, daß Frauen und Kinder die Freilassung ihrer verhafteten Männer bezw. Väter erbaten!

Eine Ueberfischung wurde unlängst der königlichen Regierung von Spanien berichtet. Aus Madrid schreibt man darüber folgendes: Ein unangenehmer Zwischenfall ereignete sich vor einigen Tagen während der Reise der königlichen Familie von Madrid nach San Sebastian. Als der Hofzug einige Minuten auf der Station Alkafia in der Provinz Navarra hielt, bat eine Kommission, die aus den angehöfsten Bürgern der Stadt bestand, um die Erlaubnis, der königlichen Huldigung darbringen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde natürlich sofort erteilt. Wie groß war aber das Entsetzen der königlichen Regierung, als der Führer der Kommission statt der üblichen ehrerbietigen Hymnen wörtlich folgendes sagte: „Majestät, wir bitten Sie, Ihren ganzen Einfluß anzuwenden zu wollen, um zu verhindern, daß unserer armen Provinz neue Steuern aufgebildet werden.“ Eine solche Ueberfischung hatte die königliche Regierung nicht erwartet; sie war sichtlich in

Gröffnung

meines neu eingerichteten Geschäftshauses für

Posamenten, Woll- u. Weisswaren

sowie sämtliche Zuthaten zur Damen- und Herren-Schneiderei.

Mit dem heutigen Tage verlegte mein Geschäft vom Markte nach meinem eigenen Grundstücke

7 grosse Ulrichstrasse 7,

woselbst ich daselbe bedeutend vergrößert und die Preise durch den vortheilhaftesten Einkauf bei den bestrenommiertesten Fabriken Deutschlands **enorm billiger** gestellt habe, so daß ich in der Lage bin, selbst die kleinsten Quanten zu billigsten Engros-Preisen verkaufen zu können und ein Besuch für jedermann die größten Vorteile bietet.

Am **Gröffnungstage, morgen den 2. September cr.,** erhält jeder geehrte Besucher meines Geschäfts, auch Nichtkäufer, ein **Erinnerungs-Präsent,** um Gelegenheit geben zu können, sich von der Billigkeit meiner Waren zu überzeugen.

Hochachtung

Bernh. Salzmann,
7 gr. Ulrichstraße 7.

Zentral-Verband der Steinsebr. Zahlstelle Halle.
Sonntag den 3. September 1893 nachmittags 4 Uhr bei Niemann
Versammlung.
Tagesordnung: Berichtlesen. Der Vorstand.

Gewertverein der Zimmerer von Halle u. Umgeg.
Versammlung
Sonntag den 2. Sept. abends 8 1/2 Uhr in Faulmanns
Restaurant, Gartengasse.
Tagesordnung: 1. Die Rettung des Handwerks. 2. Vereinsangelegenheiten. 3. Berichtlesen.
Um pünktliches und zahlreiches Erscheinen ersucht. Der Vorstand.

Naturheilverein Siebichenstein.
Sonntag den 2. September abends 8 Uhr in der Guten Quelle,
Reilstraße 116
Mitglieder-Versammlung.
Vortrag über die Ernährungs- und Verdauungswerkzeuge des Menschen, ihre Erkrankung und natürliche Heilung.
Gäste sind willkommen. Der Vorstand.

Großer Ausverkauf.
Wegen Umzug soll in kürzester Zeit mein großes Lager in
**Hüten (mit Kontrollmarke),
Mähen und Schlipfen**
zu billigen aber festen Preisen
ausverkauft werden.
J. Reitwiesner
Geiststraße 70.

Große Auswahl in Hüten u. selbstgearbeiteten Mähen empfiehlt zum billigsten Preise
F. Wiershinsky,
Halle a. S., Klausstraße 32,
Siebichenstein, Burgstraße 1.
Empfehle täglich frisch:
Äpfel, Blaumen, Mat- und
Kaffeebohnen.
F. B. Wentzke, Leipzigerstraße 45.

Parteigenossen von Schkendig und Umgegend.
Sonntag den 3. September

Ausflug mit Frauen

nach Bösch und daselbst gemüthliches Beisammensein der Merseburger, Lügner, Markranstädter und Schkendiger Genossen.
Zammelpunkt: Stühmüllers Restaurant. Abmarsch vormittags 10 Uhr.
F. A.: J. Galle, Vertrauensmann.

Merseburg.

Ausflug nach Zöschen.

Die Genossen sammeln sich in Sielers Restauration. Abmarsch vorn. 10 1/2 Uhr. Bei ungenügender Witterung im Schützenhaus Unterhaltung.

Frommanns Restaurant Pa. Magdeburger Sauerkohl
Zentnergasse 5. 2 Pfund 18 Pf.
Sonntag und Sonntag
Hühner-Auskegeln. Roskoden & Comp.,
Gde der Stein- und Binsgartenstr.

Leipzigerstr. 71.
Part. und 1. Etage.

M. Hirsch.

Leipzigerstr. 71.
Part. und 1. Etage.

Ausverkauf! Wegen Umzug Ausverkauf!

im Oktober in mein neuerbautes Geschäftshaus nebenan **Leipzigerstr. 70** wird mein großfortiertes Lager zu spottbilligen Preisen zum Verkauf gestellt.

Kleider-Stoffe.

Kleiderstoff-Neuheiten der Herbst- und Winter-Saison, die ich durch sehr große Abchlüsse auffallend billig erworben habe, werden für die Hälfte des Wertes verkauft.

Teppiche, Möbelstoffe, Läufer, Tischdecken, Gardinen, Manillastoff, Portierenstoff, Bettzeuge, Inletts, Leinen, Handtücher, Tischtücher, Dowles, Bettdecken, Hemdentuch, Hemden-Barchent, Flanelle, Normal-Hemden, Normal-Hosen, Strickjacken, Jagdwesten

werden zu noch nie dagewesenen Preisen verkauft.

Herbst-Mäntel, Winter-Mäntel, Capes, Jacketts

in der größten Auswahl, neuesten Facons und elegantem Sitz verkaufe ich des großen Lagers wegen zu sehr, sehr billigen Preisen.

Herren-Anzüge, Knaben-Anzüge, Herbst- und Winter-Paletots

werden zum Selbstkostenpreise verkauft.

100 Stück Rock-Barchente,

90 Zentimeter breit, von denen der sonstige Preis das Meter 90 Pfg. ist, verkaufe ich, so lange der Vorrat reicht, das Meter mit 50 Pfg., die Elle mit 34 Pfg.

Arbeiter-Hemden in bekannt guter Ware werden zu weit herabgesetzten Preisen verkauft.

M. Hirsch, Leipzigerstraße 71, Parterre und 1. Etage.

Die Fabrikarbeiterin.

Skizze von Ch. Hüggel.

Der Fabrikbesitzer Kommerzienrat Weierer feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Großes Festmahl war am Abend. Drei Kronleuchter verstrahlten im Saale Helle und Glanz. Eine elegant gekleidete Gesellschaft lag an der festlichen Tafel.

Die Damen in ihren tief ausgeschnittenen Taillen und mit den Brillantnadeln im Haar lachten und unterhielten sich und schürzten aus Kachelgläsern den perlenden Champagner.

Die Herren, alte und junge, saßen mit geröteten Gesichtern neben den Damen und schauten begierlich das viele weiße Fleisch, das zur Schau getragen wurde. Viele beugten sich tief über einen üppigen Frauenmaden, um den wogenden Hüften zu sehen. Dazwischen klangen die Gläser aneinander. Die Diener stellten neue Flaschen in die Eisbehälter. Ein feiner Parfümgeruch zitterte durch den Saal. Die Blumenbouquets der Damen lagen auf Juwelkästen oder Stühlen. Und in den Blumenbüscheln mischte sich die Hitze, welche die vielen Menschen und die Lichter der Kronleuchter ausströmten. Die Damen fächelten sich zu. Es glühten die Gesichter, es blühten die Brillanten, der Champagner perlte und die Begierden wuchsen in der schönen, der verführten Luft von Parfüm und Blumenbüschel. Eben erhob sich ein Freund des Kommerzienrates, um das Geburtstagskind in einem Toast zu feiern. Die Junge des Bedners war schon Champagnertrinker. Er feierte den Fabrikbesitzer in feierlichen Worten. Wie er das Geschäft in die Höhe gebracht habe, wie er allen ein rechtlicher Freund sei. Die Sätze des Bedners verwirrten sich. Er fächelte sich mit seinem lebenden Talchentuche Luft zu. Dann fuhr er fort: daß es ihn mit inniger Freude erfüllt, daß der Landesherr seinen Freunde am heutigen Tage einen Orden verliehen. Daß diese Auszeichnung das Geburtstagskind auch verdient habe, indem Herr Weierer sein Leben lang rastlos gearbeitet; dabei aber immer ein gutes Herz sich bewahrt habe, das wahrhaft väterlich für seine Arbeiter fühle, väterlich sorge. „Es lebe hoch das Geburtstagskind.“

Der Bedner hob sein Glas mit zitternder Hand, so daß der Champagner auf das Damasttisch Tuch floß. Gar mancher der Herren mußte sich auf den Tisch stützen. Die Gläser klangen. Der Kommerzienrat dankte dem Bedner für seine schönen, herzlichen Worte. Wenn man heutigen Tages mit Genügsamkeit auf sein Wirken zurückblicken könne u. i. v. Er sei den Arbeitern immer ein guter Freund gewesen, wenn er auch manchmal ungebührliche Forderungen habe zurückweisen müssen z. c. Herr Kommerzienrat leerte sein Glas auf das Wohl des Landesherrn. Und wieder klangen die Gläser. Die Damen fächelten sich Luft zu. Ueberall Champagner und Blumenbüschel. Die Diener eilten hin und her. Man lachte und unterhielt sich und kokettierte und man war entzückt von der Liebessüßigkeit des Hauswirts.

Auf den Hof hinaus wohnte Maria in einer nahegelegenen Kammer. Sie war den ganzen Tag über auf der Arbeit in der großen, der angesehenen Weierer'schen Fabrik. In der feuchten Kammer, in der Maria vor, so lange sie sich dort aufhielt, hatte sie noch Hunger zu leiden. Kaffee bildete schon seit langem Marias einzige Nahrung. Was anderes hatte sie sich nicht kaufen können. Wenn ihr die Hausfrau übrig gebliebenen Kaffeeleg schenkte, war es ein Festtag für Maria, denn die Hausfrau hatte fürs erste eine bessere Sorte und zweitens brauchte sich Maria dann keinen Kaffee zu kaufen. Den ganzen Tag in der Fabrik! Da dachte Maria darüber nach, warum sie eigentlich arbeite und für wen. Immer arbeiten, immer, und dann keine andere Nahrung sich kaufen können als Kaffee. Maria war nicht eitel. Aber als ihre Kleidung immer schmieglicher und schmütziger wurde, verdroß es sie. Sie konnte sich keine neue kaufen. Deshalb legte sie sich Sonntags den ganzen Nachmittag in die feuchte Kammer und schaute in den Hof hinaus. Da sah sie wenigstens niemand. Wenn sie erzählen hörte, daß die Fabrik des Herrn Weierer einen immer größeren Aufschwung nahm, Herr Weierer immer reicher würde, — meinte sie, daß das doch garnicht sein könne; sonst müßte es ihr doch auch besser gehen; denn sie arbeitete ja für Herrn Weierer. Es regte sich in ihr das junge Leben, welches nach Glück verlangte. Doch wie sollte sie zum Glück kommen? In der Fabrik nie. Dort war immer dasselbe: den ganzen Tag Arbeit und dafür den Hungerlohn. Sollte ihr ganzes Leben auf diese Weise dahingehen? Diese Gedanken nach einem schönen Tage und einem großen Gut mit roten Blumen geküßt. Maria konnte sich nur Kaffee kaufen und die andere hatte einen schönen Hut. Die bekam doch auch nicht mehr Lohn als sie selber. Maria frag die Arbeiterin, wie sie es anfangte, wie sie so habe sparen können, daß sie jetzt einen so schönen Hut —

„Soll muß sein,“ — unterbrach die Arbeiterin Maria. „Mit dem Geld, was man in der Fabrik bekommt, kann man nur verhungern, sonst nichts.“

Verhungern, dachte Maria. Ja, da hatte das Mädchen recht; man konnte nur verhungern mit dem Lohn. Maria war schon an Verhungern. Aber das andere: „Soll muß sein,“ das verstand Maria nicht. Sie frag deshalb das Mädchen noch einmal, was sie damit meinte.

„Soll du dumm,“ rief die Arbeiterin jetzt. „Du was hat man denn sein bißel junges Blut? Wenn man nicht verhungern will, muß man sparen, wo man etwas kriegt. Der Weierer giebt Dir nichts, wenn Du krank wirst vor lauter Kaffee trinken.“

Jetzt glaubte Maria zu verstehen. Aber das konnte Herr Weierer doch nicht zugeben, nicht verlangen. Wenn er das

erführe. Aber, dachte Maria weiter, das muß er sich doch eigentlich denken, daß man mit dem Fabriklohn nicht leben kann. Und man muß doch leben, muß doch etwas zu essen haben. Ja, die andere hat ganz recht, kann Maria, wenn sie es so macht, um etwas zu essen zu haben. Und wenn sich Maria auch anfangs gegen den Gedanken sträubte, es so zu machen, wie die andere, nach und nach kam ihr das garnicht mehr so fremd vor. Trüb flatterten die Gastflammen, als sie zum erstmalen fortging auf die Straße in die Nacht. Lange ging Maria auf und ab. Es befiel sie eine Angst. Sie wollte wieder umkehren, heimgehen und wieder hungern und dünnen Kaffee trinken. Doch nein, das wäre Dummheit. Sie hatte lange genug gegungert. Noch in dieser Nacht geschah es. Am anderen Morgen konnte Maria sich Fleisch kaufen und konnte Bier trinken. Sie brauchte nicht mehr zu hungern. Bald konnte sie auch einen Hut kaufen, mit roten Blumen. . . .

Bei der Tafel saß die Geburtstagsgesellschaft. Der Champagner perlte in den Gläsern. Die Wangen der Damen glühten. Die Brüste hoben und senkten sich. Parfümgeruch und Blumenbüschel. Ein bieder alter Herr mit drei Brillantingen an der rechten Hand verlas eines Geburtstagsartikels, den die führende Zeitung der Stadt zu Ehren des Herrn Weierer gebracht und worin er gepriesen wurde als genialer Geschäftsmann, als treuer Sohn der Stadt und als allbeliebter Herr und Freund seiner Arbeiter. Alles war entzückt. In den Kachelgläsern schäumte der Champagner.

Aus einem Pariser Heirats-Institut.

Ein junger Mann kommt in höchster Eile an.

„Mein Herr,“ sagt er zu dem Direktor des Instituts, „ich habe keine Minute zu verlieren, ich habe eine Drohsche auf Zeit, ich kann mich also nicht unnütz aufhalten.“

„Sie wünschen, daß ich Sie verheirate?“

„Ja, mein Herr, ich habe in der Zeitung Ihre Annonce gelesen, die Sie seit einiger Zeit einrichten lassen. Es scheint darnach, daß für Sie ein Tag genügt, einen jungen Mann oder eine junge Dame zu verheiraten.“

„Gewiß, mein Herr.“

„Ich kann es mit kaum denken; nichtsdestoweniger habe ich Lust, Ihr System zu versuchen. Ich habe ein großes Geschäft in einer großen Provinzialstadt und bin nun hierhergekommen, um mich zu verheiraten. Ich muß notwendigerweise heute abend meine Geschäfte halb zurücklassen, denn, siehe ich, bleibt alles stehen und liegen.“

„Morgen werden Sie Ihre Frau Gemahlin Ihren Geschäftsfreunden vorstellen können.“

„Sie sehen mich in Erstaunen.“

„Sie haben die notarielle Erlaubnis von Ihren Eltern zum Heiraten?“

„Hier.“

„Das ist von Wichtigkeit und genügt für mich!“

„Nun, was habe ich zu thun?“

„Wenig; bitte treten Sie in diesen Garten.“

„Das ist ja ein Mädchenpensonal!“

„Es sind auch Witwen darunter, diese letzteren tragen ein rotes Bändchen an der Achsel. Sie können nun hier wählen und die Frau nehmen, die Ihnen gefällt.“

„Warten Sie einen Augenblick, damit ich meinen Klemmer aufsehe. Diese große Blondine gefällt mir besonders.“

„Sehr wohl; nehmen Sie diese Blume und gehen Sie hin, bitten Sie ihr dieselbe an; wenn sie sie an ihren Hüften steckt, so bedeutet das, daß sie Sie zum Gatten annimmt.“

Der junge Mann tritt in den Garten und kehrt einige Augenblicke später zurück.

„Ich bin angekommen.“

„Ich weiß es, ich sah es von diesem Fenster aus. Wir können nunmehr zu den üblichen Formalitäten schreiben. Fangen wir mit dem Angebot an.“

„Das dauert ein paar Wochen.“

„Im Verlaufe kommen mit dem Brautmann und einem Geistlichen haben wir das alles abgefaßt; die Angebote werden verlesen und in fünf Minuten wird man Ihnen die nötigen Papiere zustellen.“

„Ich bin hart vor Erstaunen.“

„Nun, verehrter Herr, haben Sie die Güte, Ihre Befehle betreffs des Hochzeitsdiners zu geben.“

„Aber Gäste?“

„Ich liefere sie, ein Hochzeitsdiner ohne Gäste ist nicht zu denken. Sie erwarten sie in diesem Speisealon.“

„Ich kenne sie aber garnicht,“ entgegnete der junge Mann verwundert.

„D, es sind charnante (liebenswürdig) Leute. Mein Haus ist ja ein Haus des Vertrauens; seien Sie ohne Sorge. Unter den Geladenen werden Sie Ihren Herrn Schwiegervater und Ihre Frau Schwiegermutter sehen. Die Eltern kommen jeden Mittag zwischen 1 und 2 Uhr, um zu sehen, ob ihre Töchter verheiratet sind, und sind stets in Hochzeits-Toilette.“

„Aber ich könnte vielleicht einige Freunde einladen?“

„Warum wollen Sie Sie verlieren?“

„Das ist wohl. Ich vermag, daß ich mir eine Drohsche auf Zeit genommen habe. Bitte also, ein Diner von 25 Konverts.“

„Sehr wohl; währenddessen können wir in dieses Zimmer treten und den Kontrakt unterzeichnen.“

Der Direktor des Instituts öffnete eine Thür; der Notar und sämtliche Gäste sind bereits auf ihren Plätzen.

„Mein Herr,“ sagte der Beamte, „während wir Sie erwarten, haben wir bereits den Kontrakt gelesen; das Frau-lein bringt als Mitgift 100 000 Franks; und Sie?“

„Die gleiche Summe.“

„Ich habe nur diese Biffer hinzuzufügen; wenn Sie jetzt nur die Güte haben wollen, Ihren Namen neben dem Stempel zu setzen.“

Ein Koffer zeigt an, daß der Geistliche das Ehepaar zur Trauung erwartet. Sämtliche Gäste begeben sich in die Kapelle des Hauses.

„Wünschen Sie die übliche Predigt?“ fragte nun der Geistliche.

„Nein, ich danke,“ antwortete der Gatte, „ich kenne sie, ich habe schon so vielen Hochzeiten beigewohnt!“

„Deshalb frage ich nur. Zudem wird die Predigt weglassen, gewinnen wir eine halbe Stunde.“

„Das ist mir lieb, denn ich habe eine Drohsche auf Zeit, die mich an der Hausthür erwartet.“

„Man begiebt sich in den Speisealon, wo alle Vorbereitungen zu dem Festessen getroffen sind. Bevor man sich zu Tische setzt, wendet sich der Gatte an seine Gemahlin und erlaubt sich die Frage nach ihrem Vornamen.“

„Ich heiße Amalie.“

„Und ich Edward.“

Amalie und Edward reichen sich zärtlich die Hand.

Das Festmahl ist sehr feier. Einzelne Gäste halten ernste, andere humoristische Reden.

„H, das ist den Kosten des Diners einbeziffen?“ fragte der Gatte den Direktor.

„Ja.“

„Ihr Institut ist ein Meisterwerk, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand reiche.“

Der Gatte wartet noch ab, daß der Kaffee und Liqueur gereicht wird, dann erhebt er sich und sagt: „Meine werthen Gäste, verzeihen Sie mir, daß ich Sie so schnell verlassen muß. Aber es ist schon 9 Uhr und ich habe nicht nur eine Drohsche auf Zeit, sondern der Zug, mit dem ich nach Hause fahren muß, geht um 9 Uhr 50 Minuten.“

Man begleitet die Neuvermählten bis zur Drohsche. Der Koffer trägt im Knopfloch ein Blumenbouquet — jarte Aufmerksamkeit des Direktors des Instituts. Im Moment des Einsteigens sieht sich der junge Ehegmann von einer Dame angehalten, die heiße Edwina verzeiht: „Sie werden sie gewiß recht glücklich machen,“ sagte sie schlüpfend.

„Wen?“

„Meine Tochter.“

„Ah, Sie sind die Mutter! Entschuldigen Sie, ich hatte nicht die Ehre, Sie zu kennen. Ich war heut so beschäftigt, daß ich keinen Moment Zeit fand, mit meiner neuen Familie zu plaudern. Besuchen Sie uns doch in nächster Zeit. Hier ist meine Adresse.“

Bundschuh.

Die Patronin Baronin. Der „A. Gbl. Anz.“ weiß folgendes Stücklein zur Illustration des Patronatsrechts der Großgrundbesitzer zu erzählen:

In den zu einem Kirchspiel vereinigten Gemeinden Sohr-Neuborf und Sohra, in denen gegenwärtig die Ausübung des Patronatsrechts in den Händen einer Frau, der Baronin v. Kanitz, liegt, ist die Kantorstelle vakant, und aus der Reihe der Bewerber waren vier zu einer Lehrprobe eingeladen worden. Diese fanden am vorigen Dienstag statt, und zwar in Gegenwart der Frau Patronin, die nicht bloß dem Prüfungsausschuss beizuhören und die Aufgaben stellte, sondern sogar die Mühe nicht scheute, die Kandidaten, soweit ihr dies nötig schien, noch einer besonderen Prüfung zu unterziehen. Daß diese sich nicht mit den pädagogischen Fähigkeiten der Kandidaten beschäftigte, braucht nicht erst verifiziert zu werden. Die erste Frage der Frau Patronin lautete: „Welche Zeitung lesen Sie?“ und wenn die Antwort hierauf die gewünschte Bestimmtheit und Klarheit vermissen ließ, fragte Frau von Kanitz weiter: „Welches ist Ihre politische Gesinnung?“ oder: „Wie haben Sie bei der letzten Wahl gestimmt?“ Bei dem einen Kandidaten, der als Junggehilfe auf die erste Frage erwiderte, er halte gar keine politische Zeitung und lese im Gasthause, wie es sich gerade treffe, den „Neuen Ostlicher Anzeiger“ oder ein konservatives Blatt, erweiterte noch die Frau Patronin ihren Fragekreis in ganz besonders merkwürdiger Weise: „Sie werden nächstens heiraten, welcher politischen Partei gehört denn Ihr zukünftiger Schwiegerpapa an?“ Ja, die Dame ging noch weiter und wollte selbst wissen, was die zukünftigen Verwandten des Kandidaten für eine Familie seien und — last not least — ob die Braut nicht klatschfüchtig sei x. Der anwesende Pastor erweiterte dann noch dieses Spezial-Examen, indem sich derselbe nach der kirchlichen Gesinnung der Kandidaten, ob orthodox, Freirenter oder mittelparteilich, freundlichst erkundigte. Nur einem der vier Kandidaten blühte nicht das Glück, in die Hände der Frau Patronin sein politisches Glaubensbekenntnis ablegen zu dürfen. Dafür war derselbe allerdings mit einem ausgezeichneten Geleitsbrief ausgerüstet, der in einem warmen Empfehlungsschreiben des Grafen Armin bestand! Dieses genügte, um von vornherein jedwedes Bedenken bezüglich der Bestimmungsgültigkeit des Herrn Kandidaten zu zerstreuen. Nachdem die Lehrprobe gehalten und die besonderen Prüfungen der Kandidaten durch die Frau Patronin von Kanitz vorüber waren, schriftlich die aus den Schulordnungen bestehende Kommission, der das Präsenzialrecht eingeräumt war, zur Wahl, und da ergab es sich zur allgemeinen Freude, daß der Kandidat Herr W. aus dem Wunzlauer Kreise durch seine exakte Lehrprobe allgemein so vorzüglich gefallen hat, daß einstimmig beschlossen wurde, ihn die Frau Patronin mit ihrer Bestätigung zu sanktionieren. Diese Bitte sollte aber ein frommer Wunsch bleiben, denn Frau von Kanitz entschied anders. Ihr mochte die Empfehlung des Grafen Armin viel wertvoller erscheinen, als der einstimmige Wunsch der Gemeinde-Mitglieder, und so wählte sie

für diese nicht Herrn B., sondern den Protegé des Herrn Grafen. Da aber ihr Patronat über allen einstimmigen Wahlen aller Schul- und Kirchenvorstände steht, werden die Gemeinden Sohr-Neundorf und Sohra nicht den Kantor haben, den sie für ihre Kinder wollen, sondern den die Gutsherrschaft, oder richtiger gesagt, der Herr Graf Armin für sie auszuwählen für gut befinden haben!

Da der Kandidat der Frau Baronin nicht mehr oder ebensowohl wert ist, wie der der Gemeindeväter, so wird an der Sache selbst durch die Verionen gar nichts geändert. Herrendienere sind sie sicher beide. Aber die Geschichte entrollt uns doch ein recht hübsches Bild feudalistisches Mittelalters, das uns klärlieh die Annahmen des Feudalismus veranschaulicht.

Nicht nur Volkrieg, sondern Finanzkrieg mit der ganzen Welt! Diesen echt „patriotischen“ Wunsch spricht das Organ des Bundes der Landwirte aus. Es meint zunächst:

„Die deutschen Landwirte werden in geschlossenen Reihen gegen einen Vertrag mit Ausland stimmen, der die deutsche Landwirtschaft an Ausland ausliert. Sie erklären einmütig, daß sie für eine Herabsetzung des Zolles auf 3.50 M. nicht zu haben sind.“

Abgesehen von der Annahme, mit der der „Bund“ hier im Namen der deutschen Landwirte spricht, obgleich diese deutlich genug befinden haben, daß sie größtenteils vom Bunde nichts wissen wollen, ist das wieder der alte unverfälschte und unverhüllte Egoismus, wie man ihn an den Agrariern längst gewohnt ist. Was gegen das Eigeninteresse der Großgrundbesitzer zu verstehen scheint, wird ohne Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit schweigend verfolgt und befangen. In ihrer blinden Wut lernen oder verstehen die Herren auch nicht; daß der Zollkrieg auch die landwirtschaftlichen Interessen beeinträchtigt, übersehen sie einfach, wohl in der Hoffnung, daß bei längerer Andauer der Grenzsperrre schließlich doch noch der Konsument die Jecher wird zahlen müssen. Natürlich will der „Bund“ seine Truppen auch bereits gegen die Verträge mit Serbien, Rumänien und Spanien verteidigen, wie er auch die übrigen Verträge wieder gestündigt oder sonstige zu nichte gemacht haben möchte. Das Bundesorgan schließt seine Blätter mit folgendem Gedanken:

„Die leitenden Kreise des Deutschen Reichs“ vertennen Deutschlands wirtschaftliche Macht. Die in Frage kommenden Länder haben Deutschland nötiger, als wir sie. In bezug auf den Austausch der Produkte ist ihnen der Abfall nach Deutschland ebenbürtig wie Deutschlands Export dorthin. Wir aber haben außerdem noch ein gewaltiges Nachmittal in unserer Hand. Wir besitzen großen Kapitalreichtum. Diejenigen Länder, welche sich uns gegenüber als Iyde erweisen, müssen wir von unserem Geldmarkt ausschließen. Wir werden unseren Einfluß dahin geltend machen, daß der nationale Schutz auch auf unser Geld ausgedehnt wird.“

Also: nicht nur Zollkrieg, sondern Finanzkrieg mit der ganzen Welt! Kann es eine rücksichtslos-brutalere Sonderinteressen-Politik geben?!

Aus dem Gerichtssaal.

Halle, 31. August. (Zerichtssaalnummer.) In der heutigen Sitzung kam u. a. ein Fall fahrlässiger Körperverletzung zur Verhandlung. Hierzu erschien als Angeklagter der bei der eiführlichen Fahrt angefallte Streckenreiner Friedrich Krenzler von hier, geb. 30 Jahre alt. Derselbe sollte am 4. Juni d. J. durch Vernachlässigung seiner Berufspflicht, wozu er vermöge seines Amtes verpflichtet war, die Verletzung der Frau Handelsmann Busch fahrlässigerweise herbeiführen haben. Angeklagter fungierte an jenem Tage als Fahrer eines Beiwagens des Motorwagens Nr. 33. Während der Fahrt hatte er an einer Weiche den Beiwagen abstopfen lassen, wobei er es aber unterließ, vorher die Signalleine zu lösen. Diese zerriß infolgedessen und geriet dabei eine fenthercheibe, von welcher der Frau Handelsmann Busch ein Schwert in das rechte Auge floß. Durch die Verletzung ist laut ärztlichen Attest die Hornhaut und Verderhat im rechten Auge bekräftigt worden. Es wird angenommen, daß sich gegenwärtig der Staat bildet, der aber späterhin operiert werden kann. Wie weit die Schraif wieder hergestellt werden kann, läßt sich noch nicht feststellen. Der Angeklagte war geländig. Die Staatsanwaltschaft beantragte 20 M. Geldstrafe oder 3 Tage Gefängnis. Der Richterhof beurteilte die Sache aber milder und erkannte auf 10 M. Geldstrafe ev. 1 Tag Gefängnis. — Als ein Schwinder, wie er im Buche steht, hatte sich der fährliche Weinreife Albert Jungo Jile aus Ballenstedt a. S. wegen mehrerer von ihm begangener Verbrechen zu verantworten. Der Angeklagte, welcher wegen Betrugs und Unterschlagung, wurde aus der Haft vorgeföhrt und bekräftigt, in der Absicht sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, im Mat. d. J. das Vermögen eines Oberleiters im „Hotel Continental“ hier durch Vorspiegelung falscher Thatfachen im 39.25 M. geschädigt zu haben. Angeklagter

hatte in jenem Hotelzimmer der Vorspiegelung, er sei ein schuldunfähiger Mann und habe als solcher Gelder zu empfangen, 1 Wode gewohnt und herrlich in Freuden gelebt. In der That habe er jedoch keine Gelder zu empfangen und bei einem Gläubiger in jenem Hotel nur über 30 M. zu verfügen, wofür er die Oberleiters mit fraglicher Summe das Nachsehen hatte. Ferner war vom Angeklagten im März, April und Mat. d. J. der Dekorationsmaier Busch in Leipzig um 245 M. geschädigt worden. Weiterer, ein früherer Bekannter von Jile, hatte mit jelbigem einen Vertrag abgeschlossen, wonach B. den J. in seinen Geschäft als Weinreife mit Speise unterföhren wollte, wenn Angeklagter dem Busch von seinen, von der Firma Altmühl und Graft (Weinhandlung) in Streunach zu beziehenden Prozenten einige Prozente abgab. Ferner hatte sich Angeklagter durch den Betrag den Busch gegenüber verpflichtet, dessen Dekorationsarbeiten als Agent zu versehen. Als Angeklagter unterwegs war, hatte er dem Busch mehrfach Briefe, Postkarten und sogar auch Dopeichen gefandt, worin er mitteilte, daß er folsafte Gesandte in Wein und Dekorationsarbeiten machte und Busch eruchte, fleißig Speise zu jenden. Busch, der in der Meinung war, daß er es in dem Angeklagten mit einem ehrlichen Weinreifer zu thun hatte, fandte darauf auch den Betrag von 245 M. Speise in 5 Pöcken. Nach diesem mußte B. aber entsehen, daß er betrogen war, indem die von dem Angeklagten gefandten Aufträge größtenteils fingiert waren. In welcher gewissenhaften Weise der Angeklagte vorgegangen war, erhebt sich daraus, daß er als Agent der Firma Summe von 1985 M. gefandt hatte, um möglichst hohe Prozente zu bekommen. Der Angeklagte war teilweise geländig, verurteilte aber durch allehand Hände seine Straffahnen in einem milderen Sinne ersehen zu lassen. Die Staatsanwaltschaft beantragte die Gefängnisstrafe von einem Jahre. Das Urteil lautete auf 4 Monate Gefängnis. — Wegen fahrlässiger Verletzung wurde der Gärtner Robert Lindemann aus Krollwitz, geboren zu Algehausen, 41 Jahre alt, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Als Hagter hatte Ende v. J. eine einem nicht ermittelten Eigentümer gehörende Kiste ein Dugend Meßer entnommen, abends in der Dunkelheit auf der Straße gefunden und nicht an das fahndbureau abgeföhrt. Nach einem vorhergehengenen Lebenslauf hat ihn seine Frau wegen der fahrlässigen Verletzung denunziert, worauf der Angeklagte fahrliehlich die Kiste mit samt den Meßern in die Saale geworfen. Er war des Berehens gefändig.

Yah und Fern.

17 Ein 107 Jahre alter Selbstmörder. Sudoweser Journale melden: In St. Israhama wurde diefem Tage der hundert siebenjährige Greis Nikolaus Malowez, als Weiche amperunden. Durch die Obduktion wurde ermittelt, daß der Greis infolge eines Lebens, das ihn seit Jahren plagte, freiwillig in den Tod gegangen war.

Ausverkauf in Kurz-, Galanterie- u. Spielwaren.
Wegen Aufgabe des Geschäfts Anfang September ex. verhandelt zu jedem annehmbaren Preis.
W. Lauenroth, früherer Plötz, gr. Ulrichstraße 49, Rannischestraße 22.

Butter billiger, täglich frisch.
Früher 4 Pfund 1.30 Mark.
jetzt allererste Guls- und Genossenschaftsbutter
nur 1.18 Mark,
feine Tafelbutter 1.—, 1.10 Mark.
100 Zentner Schweizerkäse,
neu eingetroffen, vollständig und fett, früher 70, jetzt 4 Pfund
60 Pfennig.
Alle Sorten Käse, Fett und Wurstwaren, sowie
anderer empfiehlt zu denkbar billigen Preisen
Butterhandlung Viktoria
4 alter Markt 4.

No. 15 5 Pf.-Zigarren No. 15
Vanilla-Jacon (groß) offeriert
C. Nebelsieck, Tabak- und Zigarren-Handlung,
60 Leipzigerstrasse 60.

Seifen
in allen Sorten, wie: Elain, Terpentin-Salmiak, Elfenbein, Haus-halt, Oranienburger, Harzkern u. i. w. empfiehlt
W. Dudenbostel, Breite- und Laurentius-strassen-Ecke.

Ohne Anzahlung
erhalten Kunden
Star. n. 108-1 u. Pöfster-
suchen nur bei
Nicolaus Pindo Nachf.,
K. Ulrichstr. 49, eine Treppe,
„H. Heerstraße“
Eingang Schulgasse.

1893 er
Gebirgsbmberjaft
a Bfd. 60 J.
Georg Zeisak,
Kleinmieden.

Holzdraht-Rouleaux
per Fenster von 4.2 an, bis 2 qm. für
und fertig aus Haus mit Garantie liefert
Wilh. Dietze, Glühertstr. 6.

M. Nebershausen Nf.
1 Wurzjwinger 1
empfeht hies das Beste in
**Oberhemden,
Serviteurs,
Manschetten,
Kragen,
Schlipsen,
Schlipsnadeln,
Manschettenknöpfe**
u. i. w.

Bitterfeld.
Bestellungen auf
**Volksblatt, Jakob,
Postillon,
Neue Weltkalender**
sowie
jämliche Parteischriften
nimmt entgegen
Gustav Winder, Kosmarinstraße.
ff. Nordhäuser
a Liter 65 r empfiehlt
D. Bause,
Gasthof zum Pelikan, Steinweg.

Als Gelegenheitskauf
empfehlen in dauerhafter, idhöner
Qualität zu denkbar niedrigsten
Preisen emittierte
Billige Waschbecken,
60, 70, 80 und 90 J.
Billige Eimer von 60 Jan.
Billige Henkeltöpfe,
60, 70, 80 und 90 J.
Billige Nachtgeschirre,
75 J.
Billige Aufschwammen
von 2.4 an.
**Billige Kaffeetassen,
Teller, Schüsseln,
Kaffeekannen etc.,**
sowie gute Tischdecken, bestes
mit ff. Ballance, durchgehend
Tdb. Saar mit 5.4, sonst 8.4
in großen Pöcken
billigt bei
**Albin & Paul
Simon**
Marktischloß.

Kinderwagen
in großer Auswahl wegen vorgerückter
Saison zu und unter fahrlpreis bei
H. Wedrake,
Giebichenstein, Burgstraße 46.

Auf Abzahlung!
Zypas, Kleiderretzerei,
Vertikows, Kommoden, Tische,
Bügel im Schränkchen, Vertik.
u. Matrassen, g. Ausstattungen.
Größte Auswahl. Billigste Preise.
M. Resch, Fröppigerstr. 2, I.

Merseburg.
Bestellungen auf
**Volksblatt, Jakob,
Postillon,
Neue Weltkalender**
sowie
jämliche Parteischriften
nimmt entgegen
Frau Hauck.

Nur mein
echtes
verföhliches
Znjettenpulver
tötet sofort alle Fliegen, Motten,
Wanzen, Flöhe, Schwaben u. c. c.
Georg Zeisak,
Kleinmieden.

Reines Roggenbrot
empfeht
Max Jäger
Werfchstr. 161 — Leipzigerstr. 63.
Bureau für Rechtsfachen von Carl
Ott, früher Rechtsanw. Bureau Vor-
fcher, Halle, Dadrigasse 11. Klagen,
berem Entgegungungen, Testamente, Kauf-
verträge, Gestionen, Zahlungsverträge und
begleitend werden sachgemäß befragt.

Wiener Schuhwaren-Bazar
45 gr. Ulrichstr. 45
verkauft
Herren-Schaffstiefel von 4.50 an.
Knaben-Schaffstiefel „ 3.00 „
Herren-Halbshuhe „ 3.80 „
Herren-Stiefel „ 4.50 „
Damen-Fischshuhe „ 0.50 „
Kinder-Fischshuhe mit Ledersohle von 0.50 an.
Erklingshuhe „ 0.35 „
Kord-Jantoffel „ 0.38 „
Kinder-Knopfstiefel „ 1.40 „
Ballshuhe „ 2.80 „
überhaupt jämliche Schuhwaren zu den allbekannt billigen und streng festen Preisen nur im
Wiener Schuhwaren-Bazar
45 große Ulrichstraße 45.